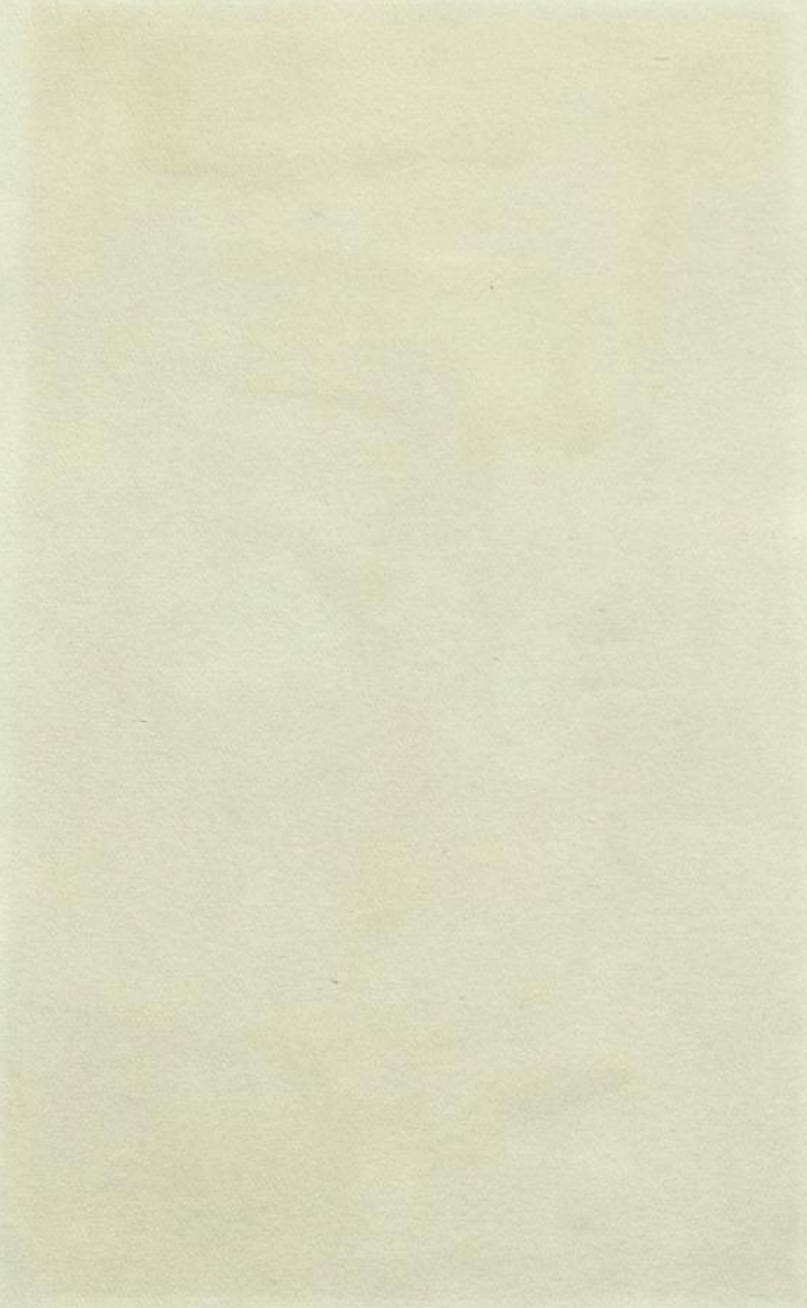


29

in der Konversation mit einem Engländer wird
 die Meinung ist beim Mangel an Takt für die
 Mangel an politischer Bildung; flucht Treiberei während
 an Napoleon die Frage wie die Verhältnisse zu den Oberen ist
 verstanden. Auf die von mir den Takt so leicht fürchten
 - gewohnt







^{uella}
 Lo pinto che sy uis shess uil... Trovato
 fupit uis p...
 f...
 u...
 u...

Ti ho alle u...
 i...

et u...
 ...
 ...
 ...

...
 ...
 ...
 ...

...
 ...
 ...

...
 ...
 ...

...
 ...
 ...

...
 ...
 ...

...
 ...

...
 ...

Fenilletou.

Gespräche mit Balfour.

Von Siegfried Trebitsch.

Es werden nun im August fünf Jahre seit dem Tage verstrichen sein, an welchem ich mit Balfour eine lehrreiche Unterredung in unserem, von den Mitgliedern der Entente-mächte ganz besonders geschätzten und bevorzugten Höhenkurort Bad Gastein gehabt habe. Der bekannte Führer der Konservativen trug sich schon damals mit Rücktrittsgedanken und mit der Absicht, nur mehr als Zuschauer die Wechselmale des öffentlichen Lebens zu beobachten und seine Zeit der Gesundheitserhöhung durch Jagd und Sport sowie einer möglichst gründlichen Ausübung des geliebten Golfspiels zu widmen.

Heute ist dieser um fünf Jahre älter gewordene und offensichtlich noch besonnenere Staatsmann, ist Balfour der erste Lord der Admiralität, Nachfolger des berücktigten Vortenvorgängers Winston Churchill.

Balfour besitzt die bei Engländern seltene Gabe, auch Besucher, deren Lebensziele auf ganz anderen Gebieten liegen, dennoch rasch ins Gespräch zu verwickeln und ihre konzentrierte Aufmerksamkeit zu erregen. Von der phlegmatischen Ruhe seiner Landsleute ist bei ihm ein gut Teil zu spüren, aber verbunden mit der Energie, die es ihm ermöglicht, ein Temperament zu beherrschen, das der stärkste Anreiz in Wallung bringen kann.

Nicht um eine Verlegenheitspause zu füllen, sondern um den ganzen Menschen möglichst rasch zu bestimmen, sprach ich bei meiner ersten Begegnung zuerst über Musik, dann über eine deutsche Nacht, der die Engländer huldigend die Füße liegen, dann über die herrliche Tate-Gallery, die Wallace Collection in London, Museen vom Range der besten in den europäischen Ländern. Auch das englische Theater wurde eingehend gestreift, eine Stätte, die Balfour nicht gern und nur selten besucht. In Bernard Shaw, um dessentwillen er wohl gerne mit mir verkehrte, schätzte er vor allem den

Essajisten und originellen Politiker, den Stolz der Fabier-Gesellschaft. Als einer der größten Dramatiker, die das Inselreich seit Shakespeare bejessen, schien er Balfour fremd und fern. Er lächelte über seinen großen Mitbürger jenes vergitterte Lächeln der Ratlosigkeit einem Phänomen gegenüber, das man gern ablehnen möchte, dem man den Respekt zu verweigern sich jedoch instinktiv aus einem unterbewußten Gefühl heraus irgendwie scheut.

Mit einer Persönlichkeit wie Balfour beisammen sitzen und mit ihm über Dinge sprechen, in denen er nicht recht zu Hause ist und zu denen er sich leidenschaftslos als Amateur bekennt, schien mir jedoch bald ein verlorenes Beginnen, ich suchte die Stunde zu nützen und vor allem wollte ich mich von Balfour über englische Politik, ihre Wege und Ziele belehren lassen. Ich mußte präzise Meinungsäußerungen über wichtige Tagesfragen bescheiden erbitten oder mich zurückziehen. Balfour ist Engländer und von jenem Schlage, der die Abkömmlinge alter Familien im britischen Reiche so oft kennzeichnet: sie wollen bei allem Bemühen um Weitsicht und bei allem Ringen um die Kenntnis anderer Völkerschaften und ihrer Bedürfnisse (schon um diese zum Wohle ihres Vaterlandes auszunützen) doch nur den einen imperialistisch-egoistischen Standpunkt des Inselbewohners einnehmen. Als die Unterhaltung etwas in Fluß gekommen war, wagte ich mich schüchtern mit Fragen hervor, von denen ich wußte, daß sie besonders uns Desterreichern sehr am Herzen liegen.

Ich begann vorsichtig damit, mich über Englands Verhältnis zu Desterreich-Ungarn zu orientieren, und fand heraus, daß die Monarchie für das Inselreich — wenigstens nach Balfours Andeutungen — nur als starker Bundesgenosse Deutschlands in Betracht käme und durch seine Balkanpolitik berufen sein könnte, zum Zünglein an der Wage des europäischen Gleichgewichtes zu werden. Wir sprachen über die Mißverständnisse während der Annexion, als Desterreich sich mit Recht darüber verlezt fühlte, daß England in dieser schwierigen Periode an der Spitze unserer Geaner zu finden war. Man fühlte, daß Balfour, ohne

es zugeben, das eiferflüchtige Murren der Imperialisten mitmache, die immer ungeduldig werden, wenn der mächtige Arm eines andern Reiches sich nach Neubefitz — selbst dem legitimisten — ausstreckt.

Es war mir natürlich wichtig, die Auffassung des Führers der konservativen Partei darüber zu hören, wieso es denn komme, daß England sich in ein so nahe Verhältnis zu panslawistischen Bewegungen stellte und alles Slawische begünstigte, da dieser sonderbare Umschwung in einem gewaltigen Gegensatz zu den Anschauungen der früheren englischen Botschafter in Konstantinopel und vor allem zu denen des Marquis von Salisbury, Balfours Oheim, stünde. Die Antwort darauf war so ausweichend und beinahe ablehnend, daß ich mich gezwungen sah, das Thema zu wechseln.

Ich konnte aber die Frage nach der Ursache der damaligen gereizten Stimmung gegen unseren gewaltigen Bundesgenossen Deutschland doch nicht unterdrücken und erlaubte mir unter Hinweis auf meine völlig unmaßgebenden politischen Ansichten die Bemerkung, daß Deutschland doch ein Defensivstaat sei und gegen England niemals offensive Pläne haben könne. Balfour räusperte sich und sah an mir vorüber durch das breite Fenster seines Zimmers in das friedliche Gasteiner Tal. Dann erkundigte er sich nach der demokratischen Bewegung in Oesterreich, die seit dem allgemeinen Wahlrecht stärker geworden sei. In England begann gerade das Schlagwort vom Stimmrecht der Frauen umherzugeistern und zu beunruhigen. Allerdings wurde es wie so manche Bewegung in ihren Anfängen recht von oben herab als eine sezessionistische Marotte achselzuckend bespöttelt. Die Ausdehnung, die sie Oesterreichs herrliche Täler und Höhen, die so viel Erunter Asquith genommen hatte und die bedrohlichen Formen, in die sie auszuarten drohte, bis ihr der Weltkrieg ein Ende machte, hätten damals weder Balfour noch ein anderer Engländer vorausgesetzt oder geahnt.

Daran anknüpfend erbat ich mir einen Hinweis auf das künftige Verhältnis zwischen Oberhaus und Unter-

haus, da vielleicht die Zukunft unseres eigenen Herrenhauses damit in einem entfernten Zusammenhang gebracht werden könnte. Balfour parierte, nachdem er seine Sympathie für die Ausdehnung der damaligen Strömung bekannte, mit der Gegenfrage nach den Parteien unseres Parlaments und dem Gesüße des Herrenhauses. Er ließ sich lebhaft angeregt, von den großen Arbeiten unserer beiden Häuser erzählen, und auch von den verschiedenen Zielen, die Herrenhaus und Abgeordnetenhaus verfolgen. Unser Gespräch wendete sich dann der neuen Bewegung für die Schutzölle in England zu und der Möglichkeit ihres Anschwellens. Ich gestattete mir zu bemerken, daß der Durchbruch dieser Strömung das ganze ökonomische System gefährden könnte, das England ausgebaut und der Welt als wertvollstes Geschenk dargebracht hätte. Balfour meinte, damit habe es noch gute Wege, und gerade in England würden Neuerungen ebenso rasch fallengelassen wie sie aufgegriffen werden.

Als ich hierauf die brennende Frage nach der Sicherung des europäischen Friedens an den britischen Staatsmann richtete und geradezu auf die mannigfachen Reizungen und Verstimmungen anspielte, aus denen am Ende gar eine Kriegsgefahr sich entwickeln könnte, sah er mich lange an und versuchte dann temperamentvoller als bisher auseinanderzusetzen, daß England ein Inselreich sei, was wir Festländer so gerne übersähen, und daß es niemals vergessen dürfe, aus dieser Tatsache heraus zu allen Ereignissen Stellung zu nehmen und alle Vorteile dieses Umstandes nach Kräften zu wahren. Dann huschte wieder jenes eigentümliche Lächeln über das bartlose Antlitz. Es güt mir vorbei und blieb an der unvergleichlichen Landschaft haften, die sich vor uns ausbreitete. Er nickte und sagt beinahe mechanisch, als zitierte er den Refrain eines alten Liedes: „Bedenken Sie doch, wir sind Inselbewohner und müssen alle Meere haben.“ Nach einer Kunstpause wies er quidung spenden und die gereiztesten Stimmungen ver söhnen, und seine Heilquellen, denen man zu solchem Dap verpflichtet sei, daß davon eine große Sympathie für uns

Land bei all denen zurückbliebe, die es nur von ungefähr durch gelegentliche Reisen kennen lernten.

Wenn ich heute nach so langer Zeit den Haupteindruck wiedergeben sollte, den Balfour mir hinterlassen hat — ich habe ihn auch noch hie und da auf einem Spaziergang flüchtig gesprochen — so möchte ich vor allem sein ehrliches Bemühen anerkennen, den Andersdenkenden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, das unzweideutig aus allen seinen Bemerkungen, ja sogar aus Einwänden sprach. Zum Abschied war mir trotzdem nicht zumute, als hätte ein Wohlwollender oder gar ein Freund mir die Hand gedrückt.

Doch wer sollte feststellen, ob nicht auch dieser Nachkomme des Cecil eine undurchsichtige Maske getragen hat, als er in der Fremde, ein Gast unter Gästen, weilte, denen er nichts anderes als den vielbewunderten Kulturmenschen zeigen wollte. Er mag im Herzen die krankhafte Erbitterung seiner führenden Landsleute geteilt haben, die das Aufblühen der durch den deutschen Gedanken verbündeten Mächte als einen Eingriff in niemals verbrieftes Hoheitsrechte einer Klasse sahen, denen ihre Ansprüche noch nicht streitig gemacht wurden.

Der Engländer in leitender Stellung vermag — und das ist vielleicht seine einzige unzweifelhafte Ebenbürtigkeit — seine Gefühle im Zaune zu halten wie kaum ein anderer. Und wenn der Weltkrieg die Tories auch gründlich aufklärte und ihre Anschauungen sehr verändern dürfte, eines scheint mir bei Balfour, dem neuen Ersten Lord der Admiralität, ziemlich sicher und es ist von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit: Er wird den Zeitpunkt erkennen, an dem die Ententemächte endgültig besiegt sind, und sich kaum auf die Seite jener schlagen, die den nutzlosen Kampf eigenjännig weiterzuführen predigen.

Freilich, wenn heute jemand vor ihn hintreten und ihn fragen würde: „Wie denken Sie über Deutschland, Herr Minister, und über die großen Siege der Zentralmächte, da würde vielleicht wieder jenes vergitterte Lächeln seine Lippen kräuseln und er würde ausweichend antworten: „Bedenken Sie doch, wir sind Inselbewohner...“

Klagen, wie sie sich nach

es zugeben, das eifersüchtige Murren der Zu-
mitmache, die immer ungeduldig werden,
mächtige Arm eines andern Reiches sich nach I
selbst dem legitimisten — ausstreckt.

Es war mir natürlich wichtig, die Auf-
führers der konservativen Partei darüber zu l
es denn komme, daß England sich in ein so
hältnis zu panslawistischen Bewegungen stellte
Slawische begünstigte, da dieser sonderbare Un-
einem gewaltigen Gegensatz zu den Anschä
früheren englischen Botschafter in Konstantinop
allem zu denen des Marquis von Salisbury
Oheim, stünde. Die Antwort darauf war so
und beinahe ablehnend, daß ich mich gezwunge
Thema zu wechseln.

Ich konnte aber die Frage nach der I
damaligen gereizten Stimmung gegen unseren
Bundesgenossen Deutschland doch nicht unterd
erlaubte mir unter Hinweis auf meine völlig
den politischen Ansichten die Bemerkung, daß
doch ein Defensivstaat sei und gegen Engla
offensive Pläne haben könne. Balfour räusp
jah an mir vorüber durch das breite F
Zimmers in das friedliche Gasteiner Tal. Da
er sich nach der demokratischen Bewegung in
die seit dem allgemeinen Wahlrecht stärker
In England begann gerade das Schlagwort
recht der Frauen umherzugeschweifen und zu
Allerdings wurde es wie so manche Beweg
Anfängen recht von oben herab als eine
Marotte achselzuckend bespöttelt. Die Ausdel
österreichs herrliche Täler und Höhen, die
unter Asquith genommen hatte und die
Formen, in die sie auszuarten drohte, bis ihr
ein Ende machte, hätten damals weder Bal
anderer Engländer vorausgesetzt oder geahnt

Daran anknüpfend erbat ich mir
auf das künftige Verhältnis zwischen Oberho

tauben machen wollte.

Flottenkommando."

Meldung des deutschen Generalstabes:

Das Wolffsche Bureau meldet:

„Großes Hauptquartier, den 22. August 1915.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Die Lage ist unverändert.

Ostlicher Kriegsschauplatz.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls
v. Hindenburg.

Die Armee des Generals v. Eichhorn machte östlich
und südlich von Rowno weitere Fortschritte. Beim Er-
stürmen einer Stellung nördlich des Zwintysee wurden
750 Russen gefangenengenommen.

Die Zahl der russischen Gefangenen aus den
Kämpfen westlich Zhkocin erhöhte sich auf über 1100.

Die Armee des Generals v. Gallwitz dringt südlich
des Darew über die Eisenbahn Bjeleostok-Brest-Litowsk
weiter vor. An Gefangenen wurden in den beiden letzten
Tagen 13 Offiziere und über 3500 Mann eingebracht.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls
Prinzen Leopold von Bayern.

Unter siegreichen Gefechten überschritt die Heeres-
gruppe gestern die Eisenbahn Kleszczeli-Byssoko-Litowsk.
Den erneut sich sehenden Gegner warfen deutsche
Truppen heute früh aus seinen Stellungen. Es wurden
über 3000 Gefangene gemacht und eine Anzahl
Maschinengewehre erbeutet.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls
v. Mackensen.

Die Angriffe der deutschen und österreichisch-
ungarischen Truppen an den Abschnitten der Koterka,
der Pulwa, dem Bug oberhalb Ogrodniki sowie am Unter-
lauf der Kröna schreiten vorwärts.

Vor der Südwestfront von Brest-Litowsk nichts
Neues. Bei und nordwestlich von Wiszeja (nordöstlich von
Wlodawa) dauern die Kämpfe an.

Oberste Heeresleitung."

do."

a 113

öftlich
n Gr-
urdenden
1100.
üblich
towsh
lehten
pracht.

a 113

eeres-
owsh.
ntfche
urden
anzahl

a 113

chisch-
terka,
Inter-nichts
h von

ng."

Mit Rücksicht auf die politischen Ereignisse entfällt in dieser Nummer die Veröffentlichung des Fachblattes „Natur- und Völkerkunde“.

Die 82. Fortsetzung der Erzählung „Regina Lob“ von Heinrich Federer befindet sich auf Seite 13.

Fenilleton.

Das große Erlebnis.

Von Siegfried Trebitsch.

Ein Tag wie alle anderen der zweiten Hälfte des Zufimonats zieht leuchtend über das Meer herauf, das wie gezähmt von der Macht des Sommers in den allgemeinen Frieden des Gestades zu versinken scheint und nur sanft und vorsichtig geträufelte Wellen an das festliche Ufer wirft. Niemals noch haben wir das Meer gefahrloser, den Himmel von allen Drohungen freier gesehen. Nur in der Ferne im Zentrum Ostendes ist es schwarz von Menschen. Aus den umliegenden Dörfern, dem nahen Westend, Blankenberghe und Le Crog vor allem, sind die Fremden zusammengeströmt, und belagern den Riosk der Schlafwagen-Gesellschaft. Aufgeschreckt aus einladender Muße drängen auch wir ins Getümmel und lassen uns von den vielen Extraausgaben über alles unterrichten, was die ahnungslosen, erholungsuchenden Gäste des belgischen Strandes in Aufruhr versetzt: Serbien hat das Ultimatum abgelehnt, Oesterreich hat den Krieg erklärt. Es fällt Schlag auf Schlag, jedes Wort ist ein Hammer, der Energien wachrüttelnd, an unser Bewußtsein schlägt. Wir heben vor Freude. Nach Hause, nach Hause, ins Vaterland! Alle Expresszüge sind aber für die nächsten Tage ausverkauft und wir müssen uns, gerade weil wir es eilig haben, mit der Abreise bis zum nächsten Sonntag gedulden. Der hangen Nacht folgt ein schwerer Tag. Die Ereignisse überstürzen sich. Während wir unsere Koffer packen, steht Europa bereits in Flammen.

Schmerzhaftes Heimweh drängt uns vorwärts. Wir wissen aber nicht wohin, müssen die Hände in den Schoß legen, still sitzen und warten, während uns die Schläge unbeglaubigter und beglaubigter amtlicher Nachrichten treffen, während unser Freund mit dem letzten Zug, der ungehindert über die Grenze kam, nach Hause fährt. Noch immer wärmen wir uns an der Ueberzeugung, daß wir ihm in zwei Tagen folgen werden, und wir zählen die Stunden. Aber schon Samstag hören wir die Schreckensnachricht, daß der Wiener Expresszug nur mehr bis Herbsthal gelangen konnte und daß viele Reisende von dort nach Brüssel und weiter an die Küste zurück mußten. Wir beschließen trotzdem, unbedingt abzureisen. Wir wollen das nötige Geld beschaffen, aber die Banken geben nichts her. Kreditbriefe sind wertlos. Hundertkronenscheine, Hundertmarkscheine will niemand haben. Wir beraten uns mit Freunden, die in derselben Lage sind. Sie rühmen ihre Gastwirte, die zwar auch ausländisches Geld zurückweisen, aber ihren Gästen unbeschränkten Kredit gewähren, ja sogar bereit sind, sie ziehen zu lassen, ohne auf vorhergehende Ordnung der Rechnung zu bestehen. Das sind wohl Schweizer und Deutsche. Unser Wirt ist Franzose. Er grüßt uns nicht mehr. Auf unsere Bitte, einen Preisnachlaß zu gewähren, antwortet er unhöflich, herausfordernd, droht und weist uns die Tür. Wir schlagen ein paar Hundertkronenscheine für einen Bettel belgischer Noten in die Schanze, ein verletztes Schmuckstück deckt den Rest, nur fort, nur fort! Das Hotelpersonal ist teilweise einberufen, teilweise nimmt es eine mürrische Haltung ein, die Bösartigkeit einer rasch geweckten Feindschaft gegen deutsche Gäste ballt sich immer finsterner zusammen.

Die letzte Nacht wird schlaflos zugebracht. Kräfte donnern an unsere Türen und Verwünschungen gegen die Deutschen särecken uns aus dem leisen Schlummer. Neben an werden Reservisten aus den Betten geholt. Endlich können wir abreisen. Können wir? Wir denken an England, wo uns liebe Freunde wohnen. Aber schon erreicht uns die Nachricht, daß ein deutsches Passagier-

Schiff auf der Fahrt nach Dover angeschossen worden sei. Shaw hat wieder einmal recht behalten: er hat an die englische Zivilisation niemals geglaubt.

Wir eilen aufs deutsche Konsulat. Liebenswürdige Menschen sprechen uns Trost zu, aber es sind nur leere Worte. Der Konsul bestätigt, daß unsere Papiere in Ordnung sind. Ob wir aber noch über die Grenze kommen, vermag er uns nicht zu sagen. In der vorhergehenden Nacht sind ihm die Fenster eingeworfen worden. Er begreift die Erbitterung nicht, denn noch weiß man erst von dem Ultimatum der Deutschen an die belgische Regierung. Sie haben nur freien Durchmarsch verlangt. Was werden die Belgier beginnen, wenn die Deutschen erzwingen, was man ihnen versagt?

Vom Konsul auf den Bahnhof. Unser Zug geht nach Brüssel. Dann sind wir der Heimat um zwei Stunden näher, näher der Freude, Pflichten zu übernehmen. Endlich stehen wir im Gang eines Coupés. Der Zug ist mit Menschen überfüllt, die wir oft in übermüdigter Laune gesehen haben. Sie sind alle ernst und schweigend geworden und die Pläne der Frauen in ihrer Begleitung verraten plötzlich das wirkliche Alter, das Sorglosigkeit und Lebenslust vor einigen Tagen uns geschickt zu verhüllen mußten.

Brüssel ist eine tobende, gellende Stadt geworden. Unser Wagen wird von wilden Möbelmassen umdrängt, aber stumm, ohne durch ein Wort Empfindungen zu verraten, gelangen wir doch unbehelligt in ein Hotel. Auch hier dieselbe Aufregung wie in den Straßen. Wir warten zwei Stunden auf unser Gepäck. Endlich kommt es. Aber schon sagt man uns im Empfangsraum: „Wenn Sie überhaupt die Absicht haben, weiterzureisen, müssen Sie auf Ihr Gepäck verzichten. Danken Sie Gott, wenn Sie noch mit heiler Haut über die Grenze kommen.“ Wir fangen an klarer zu sehen und opfern rasch entschlossen unsere Koffer, geben sie einem Spediteur, den man uns empfiehlt, ins Depot.

Inzwischen haben wir auf der Fahrt in den Stationen und nun auch hier die großen kriegsgeschichtlichen Ereignisse

des Habemus papam und des Wortes des Papstes
Machi: Sibz nomen imposuit Pius X., der neue Papst.

nisse der letzten Wochen erfahren: das falsche C. I. Kaiserlands, die Kriegserklärung Deutschlands an Frankreich und das Zarenreich. Zum Ueberflus rasen, als wir auf die Straße treten, Menschenmassen an uns vorüber und brüllen in wüsten, aus Wut und Angst geballten Tönen: „On se bat à Liège!“ Der Schall jagt uns ins Hotel zurück, aber es hilft alles nichts, wir müssen handeln und an die nächste Zukunft denken. Wir eilen auf die Gesandtschaft, werden auf die zuvorkommendste Weise empfangen. Die Legationssekretäre arbeiten fieberhaft und blicken aus schlaflosen Augen. Baron Banffy, der uns den Pass ausstellt, erzählt, daß im Laufe des Tages etwa dreihundert Oesterreicher zerlegt, hungernd, geschlagen, zum Teil verwundet und in allen Empfindungen gedemütigt, aus Frankreich nach Belgien geflohen sind, wo sie den schlimmsten Mißhandlungen ausgesetzt waren. So vernahm ich die „grande nation“, so sah das kulturbelebte, geistig hochstehende Belgien aus. Die Boyer, von den Balkanvölkern gegenüber besser und gezügelter erwiejen haben, als dieses den Franzosen heimlich verbündete, von den wachsamem Deutschen durchschaute Volk. Das Gesandtschaftspersonal widmet sich in aufopfernder Weise den Flüchtlingen und der Gesandte erwirkt beim Eisenbahnminister für neun Uhr abends einen Extrazug, der unsere Landsleute über Herbesthal und Berviers in die Heimat führen soll. Im Gebäude, das Oesterreichs Farben trägt, finden sie bis dahin ein Obdach, erhalten Passierscheine und das nötigste Geld, ja sogar zu essen. Alle Herren der Legation finden sich um die Stunde der Abfahrt auf dem Bahnhof ein, um den Flüchtlingen das Geleit zu geben. Baron Banffy wollte uns dort treffen, um zu erfragen, wie wir am anderen Tag auf bequemere Art über die Grenze könnten. Der Stationsvorstand erklärt, daß zunächst alle Züge eingestellt seien, und er tut dies nicht ohne Hohn und Schadenfreude, da er uns erleichen sieht. Baron Banffy gibt uns nun den Rat, in Brüssel so lange zu warten,

bis ein Chef die Pässe zugestellt würden, man wolle uns dann im Extrazuge des Geschäftsträgers mitnehmen.
Zweimal geht es auf die Gesandtschaft, um zwei Damen, die sich mit ihren Kindern uns angeschlossen haben, Pässe zu besorgen. Da hören wir nun die Schreckensnachricht, daß der von der Regierung bewilligte Extrazug für die Oesterreicher nur bis Lüttich gelangte und des Nachts von dort nach Brüssel zurückgeworfen worden sei. Die Unglücklichen wären halb verhungert, verzweifelt, ja erbittert, weil sie sich genarrt glauben, als habe man sie nur los sein wollen, schon auf dem Wege nach dem Hause, wo man sie tags zuvor gelobt. Ernste Anzeichen sprechen dafür, daß die Besinnungslosen die Heimstätte ihres Vaterlandes bedrohen könnten, und es muß zum Schutze Militär requiriert werden, das das Ministerium des Aeußern so gut wie verweigert.

Wir wissen nun, was wir einander nicht einzugestehen wagten, als wir es befürchteten: die Linie Herbesthal-Berviers, die uns am schnellsten auf deutschen Boden hätte bringen können, ist abgebrochen, der Kampf um Lüttich hat begonnen und es gibt nur noch einen Ausweg: die Flucht nach Holland. Wir benutzen den einzigen Zug, der über Antwerpen an die Grenze nach Erfschen geht. Was wir noch an belgischem Gelde bei uns haben, verschmenden wir an die unbotmäßigen Träger und Schaffner, die uns unterbringen.

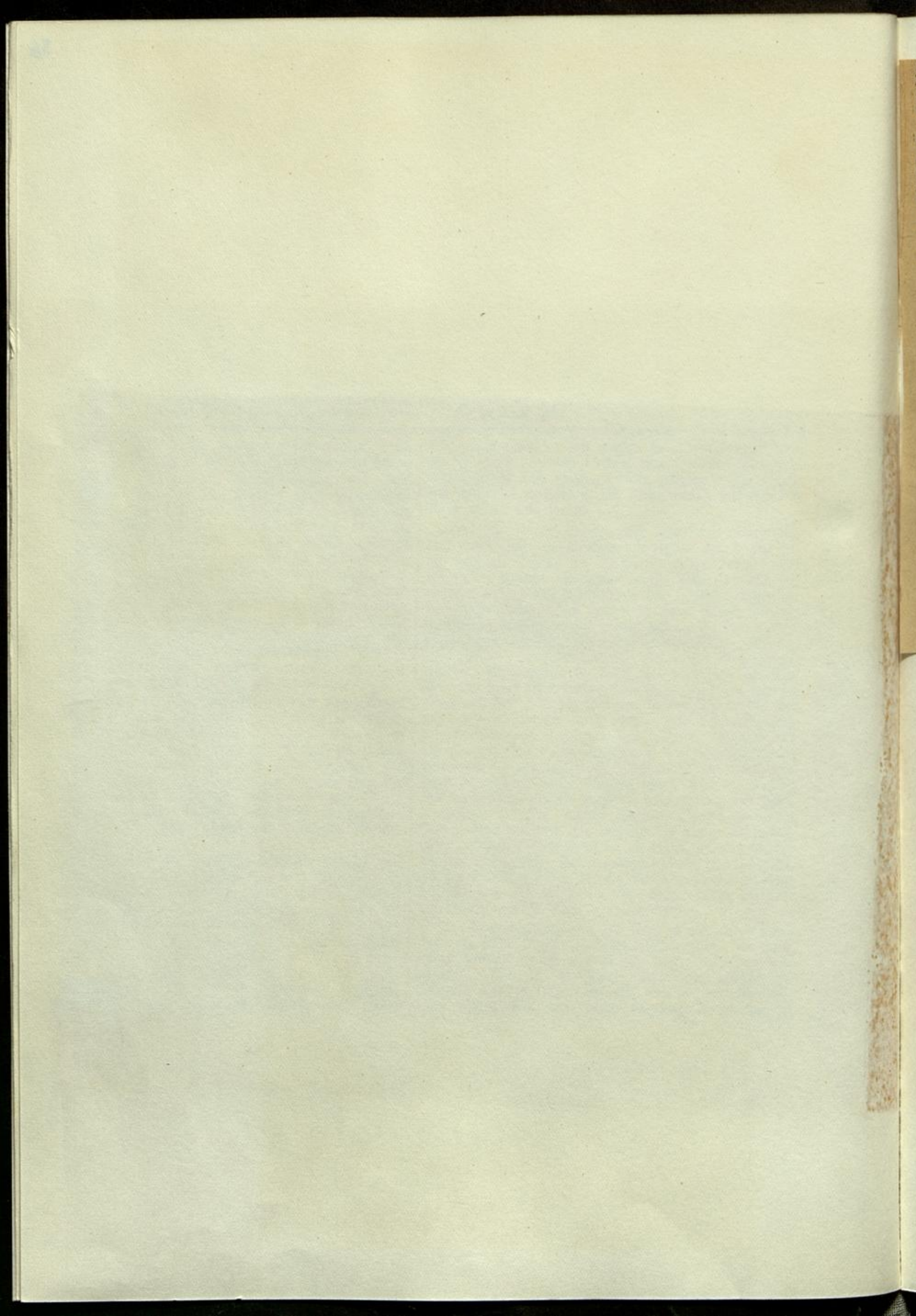
Uns gegenüber sitzt ein hoher belgischer Offizier mit ordensgeschmückter Brust. Neben ihm sein Adjutant. Er lächelt einem Pinde zu und wir halten ihn insolge dessen für einen gütigen Menschen, der vielleicht mehr weiß als andere und willens ist, es zu sagen. Auf die Frage einer Dame, ob dieser Zug Anschluß nach Holland hätte, antwortet er ausweichend, eher zustimmend. Als ich dann die hange Frage allein präzisiere, erklärt er mit schlecht verhehltem Hohn: „Ich wollte die Dame nicht ängstigen, Ihnen aber kann ich sagen: Sie kommen nicht über

Antwerpen hinaus; dort werden sie auswaggoniert und da die Stadt von uns blockiert wird, werden Sie wohl das Schicksal aller Fremden darin erleiden.“ Er scheute sich, deutlicher zu werden. Ich wußte genug und gab dem bösen Wink nicht weiter.

Es kam jedoch anders. In Antwerpen hörten wir, daß dieser Zug, in welchem wir saßen, der einzige sei, der noch bis Erfschen an die Grenze geführt wird. Die Augen der Frauen schwimmen in Seligkeit. Und nun erst erfahren sie die böse Verheißung des belgischen Offiziers. In Erfschen steigen zwei Herren in unser Coupé, die wir in Ostende flüchtig kennen gelernt hatten. Es sind Oesterreicher, und der eine, ein ebenso liebenswürdiger wie energischer Mann, hat als auswärtiger Generalkonsul einen gewichtigen Passierschein. Er bietet uns seine Hilfe an. Das Papier in seiner Hand wirkt auf die Bahngewaltigen wie der Ring aus dem Märchen, der nur in der Stunde der Gefahr gedreht werden darf, dann aber sichere Rettung bringt. Züge vor und nach dem unsrigen gingen nur bis Erfschen, wo die Reisenden auf die peinlichste Weise untersucht, oft beschimpft, ja mißhandelt wurden und dann zu Fuß den viele Stunden weiten Weg bis Rosendaal in Holland laufen mußten. Wir ergeben uns schon in dasselbe Schicksal, als der Stationsvorstand an unsere Gruppe herantritt und uns mitteilt, daß einige Waggons, unter anderen, der, in welchem wir saßen, ausnahmsweise bis auf holländischen Boden geführt würden. Da vergessen wir die Schrecknisse der letzten Stunden und alle Müdigkeit fällt von uns ab. Wir preisen unsere Wahl, die uns auf diese ungewisse Fahrt getrieben hat.

In Rosendaal erfahren wir, daß es an diesem Tage nur noch einen Militärzug in den Haag gäbe. Er wird sofort dankbar benützt und obwohl unsere Nachbarn und Gegenüber bis an die Zähne bewaffnete holländische Soldaten sind, so fühlen wir uns doch vollkommen wohl unter diesen von den nahen belgischen Kameraden so





ganzlich verschiedenen Menschen. Frühmorgens klingelte der Hotelportier in unser Zimmer: „Um 9 Uhr 26 Minuten geht ihr letzter Zug, wenn Sie noch bis zur deutschen Grenze wollen.“

Und wieder saßen wir mit zahllosen Flüchtlingen im überfüllten Abteil, die Blicke sehnsüchtig in die Ferne gerichtet, dorthin, wo wir den deutschen Boden wußten, der uns Befreiung bringen sollte. Die holländische Grenzstation heißt Zevenaar, und abermals war es nur unverbürgt, daß unser Zug bis dahin gehen würde. Gegenüber, etwa zehn Kilometer weit, liegt das deutsche Elten. Diesen Namen führte nun das Ziel unserer Sehnsucht. Würden wir es erreichen? Neuerlich schien der Passierschein des österreichischen Konsuls, der sich so freundlich uns angeschlossen hatte, zu wirken. Denn noch vor der Endstation wurde uns gesagt, eben sei telegraphisch angeordnet worden, daß dieser eine Abendzug bis an die deutsche Grenze fahren dürfe.

Nun aber folgt die furchtbarste Szene in dem Schreckensfilm, in welchem wir mitzuwirken verurteilt waren: die Fahrt über die minierte Brücke. Qualvoll langsam und beinahe lautlos glitt unser Zug an den mit hohen Stacheldrähten versehenen Geländern auf den schmalen Schienen hin. Es wurde Nacht. Ehe die schaurige Reise begann, ward von Wachorganen die Parole ausgegeben: Wer ein Fenster öffnet oder sich aus einem offenen Fenster beugt, wird sofort erschossen. Wie sonst die Schaffner, huschten jetzt schweigend bis an die Zäune bewaffnete Soldaten auf den Trittbrettern an uns vorüber. Die Angst vor Spionen, die die Brücke durch Bomben zerstören könnten, ehe die Sprengung von den Holländern oder Deutschen beschlossen wäre, schien berechtigt und groß. Die Frauen legten die Arme um ihre Kinder, preszten die ahnungslosen Köpfe an die zitternde Brust, wir Männer umarmten mit unseren Blicken die lieben Gefährten und Gefährtinnen, deren Herzen wir schlugen

hörten. Und wenn wir uns auch dem Gebot gemäß verhielten, so konnte doch niemand wissen, ob nicht ohne Rücksicht auf den Zug von einer der beiden Seiten der Befehl zur Sprengung gegeben werden würde. Es verstrichen viele lange Minuten, die sich zu einer halben Stunde fügten, dann aber leuchtet ein glühender Lichtbogen in unsere Finsternis, ein knirschender Ruck wirft uns gegeneinander, die Maschine steht still — wir sind in Elten, auf deutscher Erde!

Noch ganz betäubt von den wechselnden Gefühlen der überstandenen Gefahr und der Freude unserer Errettung waren wir plötzlich von deutschen Soldaten umringt, die angesichts der vielen Frauen, die uns umgeben, und der gemeinsamen Muttersprache, von allzu strenger Prüfung unserer Papiere und Effekten absehen, dagegen unsere Lage und Stimmung erkennen und sich nun in so rührender Weise benehmen, daß wir uns wie in das Vaterhaus heimgekehrte verlorene Söhne fühlen. Hohe Beamte und Offiziere nehmen Kinder, ja sogar Gepäckstücke auf ihre Schultern, und unter fröhlichem Zuspruch treten wir gemeinsam den Weg zu dem vom Bahnhof weitabgelegenen Kurort Altenberg an, wohin der Stationsvorstand sich bereits telephonisch um Nachtquartier für uns gewandt hatte. Viele geben uns das Geleit und werden nicht müde, uns zu erzählen und sich erzählen zu lassen. Offiziere, Beamte und Zivilisten, sie betonen alle immer wieder: „So lange Ihr Volk und das unsere treu zusammenstehen, gibt es keine Hölle auf Erden, die die Feinde uns bereiten möchten.“

Was wir aber tags darauf erleben, entschädigt uns für alle erlittene Not! Sorgen und Leiden waren vergessen. Ausgesperrt und abgeschnitten, ohne je Nachrichten empfangen oder geben zu können, waren wir doch plötzlich ganz orientiert. Unsere Reise ging von nun ab durch Triumphsporten der Begeisterung, durch hochgewölbte Bogen des Jubels und der Opferfreude. Unsere

Bundesbrüder erzählen uns glückstrahlend von unseren Siegen über die Serben, von dem siegreichen Vordringen unserer Truppen an der russischen Grenze, und stärken uns mit jedem Blick, mit jeder Gebärde ihrer zuwinkenden Hände. Die amtliche Bestätigung des Falles von Lüttich erreicht uns in Kassel, und ein Freudentaumel ohnegleichen donnert von der Wilhelmshöhe herab in alle Straßen und Plätze, lockt die Einwohner vors Haus und schließt die jangesfrohen Kehlen auf.

In Dortmund erlebten wir ein besonders rührendes Schauspiel, denn die Sorgfalt der angestrengt pflegenden und arbeitenden Frauen galt unseren Landsleuten. Es wurde dort ein Zug zusammengestellt, der heimberufene und flüchtende Oesterreicher über Kassel-Hof-Nürnberg-Bassau nach Wien führen sollte. Viele Tagereisen standen unter den jetzigen Verhältnissen bevor und als gälte es, für die ganze Zeit zu laben und zu stärken, so fürsorglich bewirteten die Dortmunder Frauen und Mädchen die geschätzten Bundesgenossen.

Wir folgen in kürzeren Etappen. Und immer wieder sind wir Zeugen einer Begeisterung, die uns die Wegstunden kürzt und beglückt. Endlich, endlich birgt uns die Heimat! Wir sind in Wien.

So endet, was wie ein dunkles, ja tragisch gefärbtes Abenteuer begann, als ein großes Erlebnis aus dieser so plötzlich heroischen Zeit. Und für alle die Tage, die nun kommen mögen, hebt uns in die Glorie felsenfester Zuversicht das Geheimnis, das wir in der Seele tragen. Die lange Fahrt durch die gepanzerten Tore des Jubels hat es uns anvertraut, wir wollen es hüten als unverlierbaren Besitz und es weitersäen in das willige Erdreich österreichischer Gemüter: Wir sind übermächtig, das Wachsfeuer der treuerbündeten deutschen und österreichischen Herzen lodert in unlöschbaren Flammen:

Wir müssen siegen!!!

